

Reinhard Sturm
Reine Rache



Reinhard Sturm

Reine Rache

Krimi



Reinhard Sturm lebt mit seiner Frau in der Nähe von Hildesheim und hat zwei erwachsene Söhne. Er war viele Jahre im niedersächsischen Schuldienst als Gymnasiallehrer und in der Geschichtslehrausbildung tätig. Außerdem arbeitete er als Schulbuchautor. Mit Bremen verbinden ihn familiäre Beziehungen. 2017 erschien sein erster Bremen-Krimi *Reine Rache*, 2019 *Brönners Begräbnis*, 2022 *Tödliches Trio*. Zwischenzeitlich beteiligte er sich an der Anthologie *Der Tod sagt Ahoi* (2023). Mit *Brönner und der Tote im Moor* (2025) erschien zuletzt der vierte Band der beliebten Krimi-Reihe um den Bremer Privatdetektiv.

Edition Falkenberg

Titelabbildung: Das Foto zeigt den Aussichtsturm im Bremer Stadtwald.
© lassedesignen/Adobe Stock

Der Krimi ist in erster Auflage 2017 im Schünemann-Verlag, Bremen, erschienen.

2. überarbeitete Auflage 2025
Copyright © Edition Falkenberg
Bgm.-Spitta-Allee 31, 28329 Bremen

produktssicherheit@edition-falkenberg.de

ISBN 978-3-95494-341-8
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Außerdem behält sich der Verlag die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Prolog

Rostock, Sonntag, 12. November 1989

»So lange hat Mama uns noch nie allein gelassen«, maulte Kolja.

»Sie kommt gleich, das weißt du doch«, antwortete Ronny mit fester Stimme. Dass der Neunjährige zum ersten Mal mehr Angst hatte als sein zwei Jahre jüngerer Bruder, durfte er auf keinen Fall zeigen. Er fühlte sich für Kolja verantwortlich.

Sie waren daran gewöhnt, dass ihre Mutter am Wochenende abends ausging. »Wenn ihr aufwacht, bin ich längst zurück«, sagte sie immer, während ihre Söhne dabei zusahen, wie sie sich vor dem Schlafzimmerspiegel schminkte.

Ramona Frank war nicht besonders hübsch, aber sie wusste, wie man sich zurechtmacht. Und so fiel es ihr nicht schwer, von ihren nächtlichen Ausflügen Männer mit nach Hause zu bringen, die meistens schon vor dem Frühstück wieder verschwanden. Früher war sie wählerischer gewesen – vor ihrer Zeit mit Pascal. Sie hatte ihn mit achtzehn Jahren kennengelernt. Er war zwölf Jahre älter, Bootsmann auf dem Fracht- und Ausbildungsschiff *J.J. Fichte* und fuhr einen Trabant. Was Ramona, die den Oberschulabschluss nur knapp geschafft hatte und im *Interhotel Warnow* eine Lehre als Zimmermädchen machte, stark imponierte. Ein Jahr später heirateten sie.

Ramonas Glück war vollkommen, als sie an den Columbring in Rostock-Schmarl zogen. »Arbeiterschließfächer« nannte der Volksmund die Wohnungen in der riesigen Plattenbausiedlung. Das war auch Pascals Meinung. Ramona konnte das nicht verstehen. Ihre Drei-Zimmer-Wohnung war zwar eng, besaß aber eine kleine Küche, ein modernes Badezimmer und sogar einen Balkon. Außerdem gab es in Schmarl Grünanlagen, Kinderbetreuung, Schulen, Kinos und Kaufhallen.

Ramona und Pascal führten eine Durchschnittsehe mit ganz normalen Höhen und Tiefen. Bis Pascal sich zu verändern begann. Nach Ronnys Geburt nervte ihn das Kindergeschrei. Mit seinem kleinen Sohn konnte er nicht viel

anfangen. Hastigen Sex mit einer gestressten Mutter fand er wenig prickelnd. Immer häufiger schimpfte er darüber, dass in westlichen Häfen Landgang verboten war.

Dann beging Ramona einen folgenschweren Fehler: Sie wurde noch mal schwanger, weil sie meinte, zu einer richtigen Familie gehörten zwei Kinder. Und weil sie sich noch ein Mädchen wünschte. So bekam sie erst Kolja und bald darauf Besuch von der Stasi. Ihr Mann habe in Chile ›Republikflucht‹ begangen, davon müsse sie doch gewusst haben. Die Wohnungsdurchsuchung ergab, dass Pascal sämtliche Papiere und Wertsachen mitgenommen hatte. Ramona fiel aus allen Wolken und bekam einen Weinkrampf. Die Stasi gab erst Ruhe, als sie ein paar Wochen später den Antrag stellte, ihre Ehe mit einem ›Republikflüchtling‹ zu annullieren. Von Pascal hörte sie nie wieder etwas.

Anders als ihre Mutter gewöhnten sich die Kinder rasch an das Leben zu dritt. Kolja war noch zu klein, um seinen Vater zu vermissen, und der dreijährige Ronny hörte bald auf, »Papa« zu sagen, weil Mama dann jedes Mal böse wurde.

Tagsüber waren sie in der Krippe, später im Kindergarten und im Schulhort. Ramona arbeitete weiter als Zimmermädchen und erledigte den Haushalt, viel mehr hatte sie nicht vom Leben. Um ihre Söhne kümmerte sie sich immer weniger. Wenn sie ihr auf die Nerven gingen, verließ sie manchmal wortlos die Wohnung. Dann war es Ronny, der Kolja etwas zu essen machte oder ihn ins Bett brachte. An den Wochenenden wartete Ramona, bis die Jungen schliefen, dann stürzte sie sich in das bescheidene Rostocker Nachtleben. Aber ihre Hoffnung, einen neuen Partner zu finden, erfüllte sich nicht. Die Männer wollten nur Spaß. Und mit Ramona konnte man eine Menge Spaß haben – besonders nach ein paar Schnäpsen. Hin und wieder ließ sie sich gegen D-Mark mit Hotelgästen aus dem Westen ein. Sie wusste, dass die Stasi mithörte, in manchen Zimmern sogar filmte, aber das war ihr egal. Das Geld gab sie im Intershops für Kosmetika und Unterwäsche aus.

Irgendwann entschied sie, bereits auszugehen, bevor Ronny und Kolja eingeschlafen waren: »Ihr seid alt genug.« Anfangs protestierten und weinten ihre Söhne, aber dann rastete Ramona aus. Ein paar Mal setzte es Ohrfeigen für

Kolja, wenn er sich an seine Mutter klammerte, und für Ronny, wenn er sich schützend vor ihn stellte.

»Ich passe auf dich auf. Mama kommt bald zurück«, versuchte Ronny seinen Bruder zu beruhigen. Immerhin hielt Ramona Wort – wenn die Jungen morgens aufwachten, war sie da. »Ich hab euch doch lieb«, beteuerte sie stets.

Und dann zeigte das Westfernsehen auf einmal endlose Trabi-Kolonnen, die über die Grenze fuhren, und jubelnde Menschen, die »Wahnsinn!« riefen. Ramona starrte mit leuchtenden Augen auf den Bildschirm. Als Kolja fragte: »Mama, was tun die Leute da?«, herrschte sie ihn an: »Sei still, ich will das hören.« Ronny beschlich das unbestimmte Gefühl, dass sich ihr Leben irgendwie verändern könnte.

Am nächsten Tag sprachen die Lehrer mit ihnen über die Öffnung der Grenze zum Westen. Ramona kam später nach Hause als sonst. Wo sie gewesen war, was sie gemacht hatte, darüber schwieg sie sich aus. Am Samstag zog sie früher als sonst ein schickes Kleid an. »Macht euch nachher was zu essen. Um acht geht ihr schlafen. Wenn ihr aufwacht, bin ich längst zurück«, sagte sie wie immer.

Ronny und Kolja verbrachten den Abend vor dem Fernseher, futterten Kekse und tranken Club-Cola, zwischendurch schliefen sie ein. Erst nach Mitternacht gingen sie ins Bett und kicherten, weil sie Mama einen Streich gespielt hatten.

Kolja wachte als Erster auf, entdeckte, dass ihre Mutter noch nicht zurück war, und weckte seinen Bruder. Der war sofort hellwach. Eine dumpfe Angst nagte an ihm. Während Kolja friedlich mit seiner Eisenbahn spielte, wurde Ronny immer unruhiger. Als Ramona auch um zehn noch nicht zurück war, hielt er es nicht mehr aus. Einer schrecklichen Ahnung folgend, rannte er ins Schlafzimmer, riss den Kleiderschrank auf und sah, dass Mamas schönste Kleider, Mäntel und Schuhe verschwunden waren.

»Ich hab Hunger«, quengelte Kolja, der ihm nachgelaufen war. Dann sah er, wie seinem Bruder die Tränen über das Gesicht liefen, und erschrak. »Wein

doch nicht, Ronny«, jammerte er. »Mama kommt doch gleich. Das hast du doch selbst gesagt.« Etwas anderes konnte er sich überhaupt nicht vorstellen.

Aber Ronny hörte nicht auf zu schluchzen. Er wusste jetzt, was geschehen war. Am Freitag hatte ihre Mutter heimlich ihre Sachen in den Trabi gebracht. Sie war jetzt irgendwo im Westen. Und sie würde nie mehr zu ihnen zurückkehren.

Vierundzwanzig Jahre später – Bremen, Mittwoch, 19. Juni

Andrea Maiwald warf einen Blick auf die Uhr, steckte ein Lesezeichen in den Krimi *Sieh mir beim Sterben zu* von P. J. Tracy und griff zur Fernbedienung. Während sich das Fernsehbild aufbaute, gönnte sie sich noch einen kleinen Schluck Rotwein und knabberte ein paar Erdnüsse.

Draußen tobte das orkanartige Unwetter, das die Meteorologen nach der Hitzeperiode für ganz Norddeutschland vorhergesagt hatten. Um halb neun war es über Bremen schlagartig dunkel geworden, seitdem zuckten Blitze am Himmel, grollte ohrenbetäubender Donner und fiel sintflutartiger Regen, zwischendurch ertönten die Sirenen von Einsatzfahrzeugen. Andrea hoffte, dass der Spuk vorbei war, wenn sie um Viertel vor zwölf noch mal ins Auto steigen musste.

Wenn nichts dazwischenkam, spielten die Freunde Albert Maiwald und Peter Gerlach an jedem zweiten Mittwochabend Schach. Der eine richtete das Treffen aus, der andere ließ sich von seiner Frau bringen und später wieder abholen. Sie spielten zwei oder drei Partien, zwischendurch klärten sie bei Bier und belegten Broten die Weltlage. Auch Andrea Maiwald und Marie-Luise Gerlach waren eng befreundet, die Schachabende ihrer Männer verbrachten sie meistens zusammen. Heute aber war Malu nach Oldenburg zu ihrer kranken Mutter gefahren, wo sie auch übernachten wollte.

Andrea wählte das erste Programm und schimpfte laut: »Das glaube ich jetzt nicht!« Statt *Anne Will* wurde ein Fußballspiel übertragen. Sie hatte nichts gegen Fußball, aber musste deshalb ihre Lieblingssendung ausfallen?

Egal. Sie schaltete den Fernseher aus und holte ihren Laptop. In der ARD-Mediathek rief sie Anne Wills letzte Sendung auf, die sie wegen Malus Geburtstag verpasst hatte: *Gleiche Rechte für Homosexuelle – ist die Ehe nicht mehr heilig?* »Ist sie doch sowieso nicht«, murmelte Andrea bitter. »Prost, Anne.« Den Weg zu Peter würde sie schon noch schaffen.

Als an der Haustür geläutet wurde, stellte sie verwundert das Weinglas ab und ging zur Sprechanlage. »Ja, bitte?«

»Entschuldigen Sie die späte Störung.« Die Stimme des Mannes klang jung und sympathisch. »Gehört Ihnen der schwarze Einser-BMW, der vor dem Haus steht?«

»Ja, was ist damit?«, fragte Andrea alarmiert.

»Tut mir schrecklich leid, aber ich bin beim Wenden von der Kupplung abgerutscht und gegen Ihr Auto gerollt. Bitte nicht böse sein, ich werde sowieso schon Ärger mit meinem Chef bekommen.«

»Ach herrje ... Moment, ich komme runter.«

Na super. Und das bei diesem Wetter. Warum gab es eigentlich nur Witze über Auto fahrende Frauen? Seufzend schlüpfte sie in ihre Schuhe, zog eine Regenjacke an und steckte ihre Schlüssel ein. Dann eilte sie mit einem Schirm in der Hand die Treppe hinunter. Vor der Haustür musterte sie ärgerlich den jungen Mann, der eine schwarz-graue Handwerkermontur und eine schwarze Baseballmütze trug.

»Das Heck Ihres Wagens ist ein bisschen verschrammt«, sagte er und lächelte zerknirscht. Jetzt tat ihr der Bursche fast schon ein bisschen leid.

Andrea spannte den Schirm auf und trabte durch den prasselnden Regen über den Vorplatz zu ihrem Auto, hinter dem ein langer weißer Kastenwagen mit Dachreling und Heckleiter stand. Auf der Straße herrschte kaum Verkehr, die Bürgersteige waren verwaist. Sie ging in die Hocke und betrachtete den hinteren Stoßfänger.

»Da ist doch überhaupt nichts zu sehen. Deswegen holen Sie mich bei diesem Wetter aus dem Haus?«

»Deswegen nicht.« Er drückte ihr etwas Kaltes an den Hals.

Andrea erschrak. Bevor sie sich aufrichten konnte, spürte sie einen langen, starken Stromstoß. Ein höllischer Schmerz durchzuckte ihren Körper, Arme und Beine gehorchten nicht mehr, sie kippte zur Seite. Kraftlos und mit verschwommenem Blick nahm sie wahr, dass der Unbekannte sie hochriss und in dem Kastenwagen auf eine Matratze legte.

»Trink oder ich mach dich kalt!« Eine Messerklinge wurde ihr an den Hals, ein Becher an den Mund gedrückt. »Na los! Trink aus!«

Vor Angst zitternd, schluckte sie die nach Cola und Rum schmeckende Flüssigkeit herunter. Wellen der Übelkeit überkamen sie, dann wurde sie ohnmächtig.

Als Andrea zu sich kam, war sie nackt, ihre Hände steckten in Boxhandschuhen, die Füße in schmerzhaft engen Fesseln, die ihre Beine gespreizt hielten. Es roch streng nach Desinfektionsmittel. Sie versuchte, den Knebel auszuspucken, aber ihr Mund war mit Klebeband verschlossen. Entsetzt richtete sie sich auf und riss an den Fußfesseln, was ihr nur noch mehr Schmerzen bereitete. Während sie sich ängstlich umsah, wurde ihr abermals schlecht und sie musste den aufsteigenden Magensaft wieder herunterwürgen.

Links von ihr zischte ein Wassertank mit Schlauchverbindung zu einem Hochdruckreiniger. Beide Geräte waren an einen brummenden Stromerzeuger angeschlossen. An der rechten Seite waren ein rotes Motorrad und eine mobile Auffahrrampe verzurrt. Auf einem halbhoher Metallschrank an der Wand zur Fahrerkabine befanden sich ein Laptop, ein Drucker und elektronische Geräte, die sie noch nie gesehen hatte. Davor saß der junge Mann auf einem Drehstuhl. Als er aufstand und auf sie zukam, gab sie in panischer Angst dumpfe Laute von sich.

»Aber, aber. Beruhige dich, Andrea. Ist doch noch gar nichts passiert. Gefällt dir mein Wagen? Alles selbst eingebaut. Ich bin gelernter Feinmechaniker.« Er setzte sich wieder, hielt ein Satellitenfoto hoch und tippte auf einen Punkt. »Wir sind hier, an der Südspitze des Osterholzer Sees.« Dann vertiefte er sich in ein zweites Blatt. »Hör mal, was ich im Internet gefunden habe:

Die Lage des Sees an Autobahn und Gewerbegebiet wirkt auf Spaziergänger wenig einladend. Nur Angler sind regelmäßige Besucher. Aber nicht um diese Zeit. Und schon gar nicht bei diesem Wetter ...«

Er machte eine dramatische Pause, bevor er ihr in die Augen sah. »Also, Andrea, du bist nicht zufällig hier. Für das, was ich mit dir vorhabe, hätte ich mir auch irgendeine andere Schlampe greifen können. Aber bei dir hat die Sache einen besonderen Reiz. Soll ich dir davon erzählen?«

Während er in freundlichem Ton weiterplauderte, dämmerte es Andrea, dass sie nicht mit einer Vergewaltigung davonkommen würde. Zum ersten Mal in ihrem Leben spürte sie Todesangst. Lieber Gott, hilf mir, dachte sie und schloss die Augen. Als er plötzlich aufhörte zu reden und Andrea die Augen wieder öffnete, stand er nackt vor ihr. Sein Gesicht hatte jede Freundlichkeit verloren.

»Ich mag übrigens keine Gummis. Aber deswegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Mein Risiko ist viel größer. Diese Studentin hat bestimmt nicht nur mit deinem Mann und seinem Freund gebumst. Weißt du eigentlich, dass sie es manchmal zu dritt getrieben haben?«

Andrea war so verblüfft, dass sie ihre Angst für einen Augenblick verdrängte. Wie konnte dieser Dreckskerl von Alberts und Peters Affäre wissen? Noch dazu solche Details?

Malu war als erste misstrauisch geworden, hatte einen Detektiv eingeschaltet und ihrer Freundin heulend eindeutige Fotos gezeigt. »Der andere«, hatte Andrea gesagt, »der mit dem geschwärzten Gesicht – das ist doch Albert, oder?« Und Malu hatte schniefend geantwortet: »Hab ich natürlich gefragt. Antwort: ›Persönlichkeitsschutz.‹ Aber wenn du ihm deinen Ausweis zeigst und einen rückdatierten Auftrag unterschreibst, kannst du die Aufnahmen kriegen.« Zwei Tage später hatte Andrea die gleichen Fotos in den Händen gehalten, auf denen diesmal Peters Kopf geschwärzt und Alberts Gesicht zu erkennen war.

»Dreier hab ich früher auch gemacht. Jetzt nicht mehr.« Er musterte sie mit unverhohlener Gier, ehe er sich vor ihr hinkniete. Andrea zitterte, versuchte zu schreien, brachte aber nur ein dumpfes Stöhnen heraus und bekam einen

Erstickungsanfall. Verzweifelt wand sie sich auf der Matratze und schlug wild um sich.

Ihr hilfloses Toben turnte ihn noch mehr an: »Bravo. Du bist ja eine richtige Wildkatze.« Sie versuchte, ihre Panik zu unterdrücken, richtete sich auf und hob die Boxhandschuhe. Mit etwas Glück schaffte sie es vielleicht, ihn k.o. zu schlagen.

»So gefällt du mir. Aber du sollst mich ja nicht verletzen.« Er stülpte sich einen Trainingskopfschutz für Boxer über, dann drückte er sie auf den Rücken und drang schmerzhaft in sie ein. Andrea versuchte, ihn abzuschütteln, und kämpfte mit Boxhieben und Kopfstößen verzweifelt um ihr Leben, traf aber jedes Mal nur seinen Kopfschutz. Ihre Gegenwehr stachelte ihn noch mehr an, er bewegte sich immer heftiger.

»Jetzt kommt das Beste«, keuchte er und presste mit Daumen und Zeigefinger ihre Nase so heftig zu, dass ihr die Tränen in die Augen schossen. Sie bekam keine Luft mehr, strampelte krampfhaft und schlug wild um sich. Während er stöhnend zum Höhepunkt kam, schwanden ihr zum zweiten Mal die Sinne.

Der überwältigende Schmerz in der Nase, das verzerrte Gesicht des Mannes, sein schwerer Körper, das Zischen des Wassertanks und das Brummen des Stromerzeugers waren das Letzte, was Andrea Maiwald in ihrem Leben wahrnahm.

Schwer atmend kniete sich der Mörder neben sie, griff nach einer kleinen Schraubzwinge hinter der Matratze und quetschte damit die Nase der Bewusstlosen zusammen. Fasziniert sah er der Frau beim Sterben zu. Dann zog er sich an, streifte Gummihandschuhe über und stieg in einen Schutzanzug, schlüpfte in Schuhüberzieher, legte einen Mundschutz an und band die Kapuze fest. Zum Schluss setzte er eine Stirnlampe auf.

Bei dem Gedanken, dass er jetzt aussah wie ein Spurensicherer der Kriminalpolizei, musste er kichern.

Donnerstag, 20. Juni

Endlich ließ das Würgen nach. Sandra Scholz hatte auch nichts mehr im Magen, was sie noch hätte von sich geben können. Schwer atmend richtete sie sich auf, wischte sich mit einem Taschentuch den Mund ab und betrachtete angeekelt den säuerlich riechenden Brei zu ihren Füßen. Sie hatte es gerade noch auf dem markierten Pfad bis vor die Absperrung geschafft und sich den Mundschutz heruntergerissen, bevor der Brechreiz sie übermannte.

Natürlich hatten alle ihr Malheur mitbekommen. Gott, war das peinlich. Die Kriminalkommissarin kämpfte mit den Tränen. Zu allem Überfluss entdeckte sie auch noch ein paar bräunliche Spritzer an ihren Beinen. Schon mit siebenundzwanzig zur Mordkommission versetzt. Erst vier Tage dabei. Und nun das. Wie in einem schlechten Krimi, dachte sie frustriert.

Im Polizeipräsidium in der Vahr war die Kripo im C-Trakt untergebracht. In der vierten Etage befand sich das Kommissariat 31 mit dem Kriminaldauerdienst (KDD), Sandras bisheriger Wirkungsstätte, in der dritten lagen die Räume des K33 für Kapitaldelikte. Dort hatte sie sich am Montagmorgen beim Ersten Kriminalhauptkommissar Lothar Busse, ihrem neuen Chef, zum Dienst gemeldet. Er nahm sie gleich mit zur Dienstbesprechung, die wie immer im ›Sozialraum‹ stattfand.

Die Küchenzeile, der lange Tisch mit vierzehn Stühlen und die üppig wuchernde Pflanze in Fensternähe sorgten dafür, dass dieser Raum seinen Namen nicht ganz zu Unrecht trug. Eine zweite Stuhlreihe vor den Fenstern, Flipchart, Magnetleisten und Whiteboard an der vorderen, Smartboard und PC-Arbeitsplatz an der hinteren Wand machten aus ihm aber doch eher einen Konferenzraum.

Unter dem beifälligen Klopfen der zwanzig Mordermittler, darunter immerhin ein halbes Dutzend Frauen, nahm Sandra auf einem freien Stuhl am Fenster Platz, nachdem Busse sie kurz vorgestellt hatte. »Bernhard Langer wird dein Bärenführer. Du ziehst bei ihm ein.«

Sie sah Busse irritiert an. Prompt brach Gelächter aus.

»Bernhard arbeitet dich ein«, erklärte Busses Stellvertreter, Hauptkommissar Viktor Schilling. »Er sitzt allein in einem Doppelbüro, du bekommst den zweiten Schreibtisch.«

Langer, ein drahtiger Hauptkommissar Ende dreißig mit millimeterkurzem Haar und Dreitagebart, verzog keine Miene. Sandra wusste, dass er als schwierig galt. »Erstklassiger Mordermittler, aber etwas cholerisch. Seit seiner Scheidung ist das noch schlimmer geworden«, hatte Martina Reichelt, ihre Freundin beim KDD, sie gewarnt.

Südlich des Osterholzer Sees endete die Julius-Faucher-Straße als Sackgasse in einem kleinen Gewerbegebiet. Hundert Meter vor dem Wendeplatz zweigte ein Feldweg ab, der seit 8 Uhr mit Trassierband abgesperrt war. An der Straße standen zwei Schutzpolizisten, eine Notärztin, ihr Rettungsassistent und ein Radfahrer mit Anglerausrüstung. Sie beobachteten, wie Busse, Schilling, Langer und Sandra, außerdem Ulrich Lorenz, Werner Dreyer und Boris Jung von der Tatortgruppe der KTU – der Kriminaltechnischen Untersuchungsstelle – aus ihren Fahrzeugen stiegen.

Die Notärztin kam auf Busse zu und reichte ihm einen Totenschein. »Nicht natürlicher Tod. Sieht ziemlich übel aus.« Sie beschrieb den äußerlichen Zustand der Leiche.

»Der Mann da drüben heißt Malte Petersen, ein Frührentner. Er hat die Frau gefunden. Wir haben seine Personalien aufgenommen«, berichtete der ältere der beiden Schupos. »Die Tote liegt am Ende des Weges auf einer kleinen Wiese am See. Wir kamen zusammen mit der Notärztin an und haben sofort ein Gewaltverbrechen gemeldet. Beide Einsatzfahrzeuge sind dann rückwärts wieder zur Straße gefahren, wegen der Spuren auf der Wiese.«

»Das war sehr umsichtig von euch«, lobte Ulrich Lorenz. »Wie weit ist es bis zur Leiche?«

»So fünf- bis sechshundert Meter.«

»Ach du ahnst es nicht. Boris, mach erst mal Fotos von den Reifen der Fahrzeuge und den Schuhen der Leute, die am Tatort waren. Notier dir die Größen und Fabrikate. Fang mit dem Notarztteam an.«

Busse führte ein langes Telefonat mit der Staatsanwaltschaft. Anschließend verkündete er: »Beckmann stößt erst heute Nachmittag zu uns. Aber die Leiche ist beschlagnahmt und die Obduktion vom Richter mündlich angeordnet.«

»Der linke Wegrand ist für alle der Zugangspfad. Wir markieren und fotografieren erst mal, sichern können wir später«, bestimmte Lorenz. »Gebt uns eine halbe Stunde Vorsprung. Werner und ich gehen zügig zur Leiche. Du siehst dir nachher den Weg an, Boris.«

In blauen Schutzanzügen, mit umgehängten Digitalkameras, in den Händen Spurensicherungskoffer und ein tragbares Regenschutzdach, marschierten Lorenz und Dreyer los.

Busse wandte sich an seinen Stellvertreter. »Viktor, du leitest die Ermittlungen in diesem Fall. Mein Schreibtisch quillt immer noch über vom Parkhausmord.«

»Gut. Bernhard und Sandra, ihr gehört zum Team.« Schilling griff zum Handy und begann zu telefonieren.

Langer ging zu Malte Petersen, einem hageren Mann Ende fünfzig in Regenjacke, Jeans und Sportschuhen, der das Geschehen um ihn herum interessiert verfolgte. Sandra stellte sich dazu und zückte ihr Notizbuch, was ihr Bärenführer mit einer zustimmenden Grimasse quittierte.

»Erzählen Sie mal, Herr Petersen. Sie wollten zum Angeln?«

Der Frührentner nickte eifrig. »Nach einem Gewitterregen beißen die Fische besonders gut. Mein Verein hat den See gepachtet. Seit die Schonzeit vorbei ist, bin ich fast jeden Vormittag hier. Meistens kommen noch andere, aber heute Morgen nicht. So um halb acht hab ich die Frau am Ufer liegen sehen und dann gleich 110 angerufen.«

Sandra notierte gerade die Namen von Petersens Angelfreunden, als der Notarzwagen mit Blaulicht und Sirene zum nächsten Einsatz fuhr.

»Wie weit haben Sie sich der Toten genähert?«

Petersens Blick begann zu flackern. »Vielleicht ... vier oder fünf Meter.«

»Gut. Ich möchte Ihr Handy sehen.« Langer nahm das Gerät entgegen und bediente den Touchscreen.

Busse wurde aufmerksam und schaute ihm über die Schulter. »Das darf doch nicht wahr sein! Dafür könnten wir Sie wegen Störung einer Amtshandlung belangen.«

Langer kochte. »Sie haben gelogen. Sie standen beim Fotografieren direkt neben der Leiche. Sie haben wahrscheinlich Spuren vernichtet. Ihr Handy ist beschlagnahmt, bis die Aufnahmen ausgewertet und gelöscht sind. Und halten Sie bloß den Mund über das, was Sie gesehen haben.« Er reichte das Gerät an Schilling weiter, der seine Anrufe beendet hatte.

»Einen wunderschönen guten Morgen.« Doktor Georg Fricke vom Institut für Rechtsmedizin trat zu ihnen und setzte gut gelaunt seinen Tatortkoffer ab.

»Den wird sie nicht haben.« Schilling zeigte ihm die Aufnahmen. Als auch Sandra sie sehen wollte, kommandierte Busse gerade: »Auf geht's, Leute. Sandra, mach mal unterwegs ein paar Fotos, dann müssen wir nicht auf den Spusi-Bericht warten.«

Sie gingen zu dem silberfarbenen Transporter der KTU, legten Schutzanzüge an und marschierten im Gänsemarsch den Feldweg hinauf, der nach zwei Biegungen in gerader Linie nordwärts zum See führte. Den linken Wegrand begrenzte dichtes Buschwerk, am rechten verlief ein breiter Graben. Jenseits davon verstellte eine lange Reihe dicht stehender Laubbäume den Blick auf die unablässig rauschende Autobahn 27. Sandra knipste eifrig mit ihrem iPhone.

Als sie die Uferwiese erreichten, hatten Lorenz und Dreyer bereits zahllose Aufnahmen gemacht, Spuren markiert, das Regenschutzdach über der Leiche aufgestellt und einen Zugangspfad dorthin abtrassiert. Später wollten sie die Spuren sichern und den Tatort vermessen.

Die Tote lag nackt auf dem Rücken mit ausgebreiteten Armen und Beinen. Erst als Sandra schon mehrere Fotos geschossen hatte, nahm sie die leeren Augenhöhlen, die zerfetzten Lider, den mit Klebeband umwickelten Mund und die als Spur 1 und 2 markierten quallenartigen Gebilde mit dunklem Kern zu beiden Seiten des Kopfes bewusst wahr.

»Keine Schmeißfliegen«, wunderte sich Doktor Fricke. »Denen ist es wohl noch zu feucht und zu kühl nach dem Unwetter. Stopp! Bevor einer auf die Augen tritt, tüte ich sie lieber ein. Der Pupillentest hat sich ja erledigt.«

In diesem Augenblick spürte Sandra, wie ihr Magen zu revoltieren begann, und rannte los.

Während sie den Schutzanzug wechselte, kam Busse auf sie zu und klopfte ihr väterlich auf die Schulter. »Mach dir nichts draus, das ist schon vielen passiert. Bis später. Ich muss ins Präsidium, Dienstbesprechung beim Inspektionsleiter.«

Sandra holte noch mal tief Luft, dann schloss sie sich den anderen wieder an und machte abwechselnd Aufnahmen und Notizen.

Fricke hatte bereits Körper- und Umgebungstemperatur gemessen, die Leichenstarre untersucht und die elektrische Erregbarkeit der mimischen Muskulatur geprüft, ebenso die Bizepskontraktion nach einem Schlagstockhieb. »Auffällige Rötung der Körperhaut.« Er nahm ein Lineal zur Hand. »Acht Zentimeter lange Blinddarmnarbe. Fünf Zentimeter breite, manschettenförmige Hautabschürfungen oberhalb beider Fußgelenke.«

Langer betrachtete kopfschüttelnd die stacheldrahtähnliche Tätowierung um den linken Oberarm. »Wie kann man sich bloß so verunstalten.«

»Das ist das klassische Armband-Tattoo von Pamela Anderson«, klärte Sandra ihn auf. »War mal ein richtiger Hype.«

»Hast du so was etwa auch?«

»Nee. Tattoos sind nicht mein Ding.«

»Leichen anscheinend auch nicht.«

Arschgeige, dachte Sandra.

Lorenz beschnüffelte die Frau von Kopf bis Fuß und hielt die Nase ins Gras. »Desinfektionsmittelgeruch. Da wollte jemand seine Spuren gründlich beseitigen. Werner, an den Beinen haften Grashalme und Dreckspritzer, sichere die bitte und nimm Vergleichsproben von der Umgebung.«

»Okay.« Dreyer kam mit seinem Spusikoffer und machte sich ans Werk, während Lorenz mit der Sicherung möglicher Täter-DNA begann, indem er

die Haut der Toten mit Wattestäbchen abrieb, die er in spezielle Pappbehälter steckte.

Boris Jung traf ein. Er hatte unterwegs in rund dreieinhalb Metern Höhe einen abgeknickten Ast mit abgerissenen Zweigen und Blättern entdeckt und fotografiert. »Muss nichts bedeuten. Kann aber«, meinte er.

Lorenz nickte. »Gut, dann kümmere dich jetzt mal um die Reifen- und Schuheindrücke in der Wiese. Werner hilft dir gleich.«

Fricke untersuchte Kopf und Hals der Toten. »Kleine Unterblutungen an der Stirn. Sie hat sich mehrmals an einem stumpfen Gegenstand gestoßen. Oder sie wurde geschlagen. Keine Petechien an den Wangen, hinter den Ohren und ... soweit ich sehen kann, auch nicht in den Augenbindehäuten.« Er fing Sandras fragenden Blick auf. »Das sind punktförmige Unterblutungen – typische Vitalzeichen bei Erhängen, Erdröseln, Erwürgen, selten bei einer Verlegung der Atemwege. Am Hals sehe ich keine Strangulations- oder Würgemale. Aber schauen Sie sich mal die Nase an.«

Langer nickte und griff nach Fricke's Lineal. »Rechtsseitig eine kreisrunde Quetschung, Durchmesser ... 22 Millimeter. Linksseitig eine rechteckige ... 24 mal 17 Millimeter. Sieht aus, als wäre die Nase mit einem Werkzeug zuge-drückt worden.«

»Was ist mit ihren Augen passiert?«, fragte Sandra mit belegter Stimme.

Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Das kann nur die Obduktion ergeben.«

»Die Füße waren gefesselt. Die Abschürfungen zeigen, dass sie zappel-te. Aber warum weisen die Hände keine Abwehr- oder Fesselspuren auf?«, wunderte sich Schilling.

Lorenz war mit den Wattestäbchen fertig. Vorsichtig streifte er Papier-tüten über die Hände der Toten und band sie sorgfältig zu. »Mal sehen, was sich unter den Fingernägeln findet.« Zusammen mit Fricke hob er die Leiche vorsichtig an und drehte sie um. Dreyer und Sandra fotografierten, Lorenz schnüffelte wieder. »Ihre Rückseite und das Erdreich, auf dem sie lag, riechen nach derselben Chemie. Doc, haben Sie gesehen, wie beim Wenden der Bauch verrutscht ist?«

»Hab ich«, bestätigte Fricke. »Rote bis blau-violette Livores. Schmetterlingsförmige Aussparungen an Schultern und Gesäß, mehr rötlich als weiß. Anscheinend war der ganze Körper thermischer Einwirkung ausgesetzt.«

»Das heißt?«, fragte Sandra.

»Heißes Wasser, Dampf, trockene Hitze. Oder auch Kälte.« Der Arzt prüf-te die Wegdrückbarkeit der Totenflecke.

Langer legte den Kopf schief. »Wenn nicht nur die Frau, sondern auch der Boden um sie herum nach Chemie riecht, kommt doch eigentlich nur heißes Wasser infrage, oder?«

Fricke hob die Schultern. »Warten wir die Obduktion ab.«

Die Leiche wurde wieder auf den Rücken gelegt.

»Was ist denn die Mindesttemperatur für Verbrühungen?«, erkundigte sich Sandra.

»Da genügen schon 50 bis 60 Grad, je nach Dauer.« Fricke betastete den Bauch, der sich abermals verschoben hatte. »Bei einer Schwangerschaft müsste er fester sein. Adipositas liegt nicht vor. Seltsame Sache ... Die Frau starb vor weniger als zwölf Stunden und wurde kurz nach ihrem Tod hier abgelegt. Genauer geht's erst heute Nachmittag mit dem Henßge-Nomogramm, wenn ich das Körpergewicht und die Wetterdaten von heute Nacht einbeziehe.«

»Wie kann man hier draußen eine Leiche mit heißem Wasser und Desin-fektionsmittel traktieren?«, grübelte Schilling.

»Wen sehe ich denn, sagen wir, um 10 Uhr in meiner guten Stube?«, erkun-digte sich Fricke.

»Sandra ist schon Feuer und Flamme«, feixte Langer.

»Lass gut sein, Bernhard«, wies Schilling ihn zurecht. »Ich fahre zur Obduktion, ihr kümmert euch um die Identität der Frau.« Er telefonierte nach dem Leichenwagen und bestellte zwei Kriminaltechniker in die Rechts-medizin. »Wann werden Sie denn voraussichtlich fertig sein, Doc?«, erkun-digte er sich.

»Eine Dreiviertelstunde für die KT, drei bis vier Stunden für die Obdukti-on, also ... etwa gegen 15 Uhr.«

»Gut. Dann versammle ich mein Team um 16 Uhr.«

Lorenz gesellte sich zu ihnen. »Die Schuheindrücke, die vom Täter stammen müssen, sind unbrauchbar, es gibt keine klaren Konturen. Ich tippe auf Schuhüberzieher. Einige wurden auch zertrampelt, und zwar von dem einen Schupo, der Notärztin und dem Angler.«

»Dieser Idiot hat die Leiche gefunden und musste sie unbedingt fotografieren.« Schilling übergab ihm Petersens Smartphone. »Stark vergrößert kann man auf den Aufnahmen vielleicht noch das Gangbild des Täters erkennen.«

»Mal sehen«, erwiderte Lorenz skeptisch. »Auf dem Feldweg haben die Einsatzfahrzeuge alle früheren Reifeneindrücke zerfahren. Aber hier auf der Wiese hat ein ziemlich langer, ziemlich schwerer Wagen gewendet. Reifenprofil und Spurweiten haben wir. Mal sehen, was die Datenbanken dazu hergeben. Sonst liegt hier nur Müll rum – Kippen, ein verrosteter Klappstuhl, leere Cola-Dosen und ein paar Angelhaken.«

Sandra zeigte auf das trübe Seewasser. »In dieser Brühe leben Fische? Die geangelt und gegessen werden?«

»Klar. Brassen, Karpfen, Bitterlinge.« Lorenz begann mit der Sicherung der Grashalme und Dreckspritzer an den Beinen der Toten.

»Woher weißt du das?«

»Ich angele selbst. Aber nicht hier. In Grolland.«

»Bitterlinge ... hab ich noch nie gehört.«

»Das sind silbrige Karpfenfische.« Lorenz fing an zu grinsen. »Sie haben, wie die meisten Fische, ein trauriges Sexleben.«

»Und wieso? Bio war nicht meine Stärke ...«

»Die machen das getrennt. Das Bitterlingsweibchen wird vom Männchen zu einer großen Süßwassermuschel gelockt, wo es seine Eier im Kiemenraum ablegt. Dorthin befördert das Männchen anschließend seine Samenflüssigkeit, um die Eier zu befruchten.«

Schilling unterdrückte einen Lachanfall. »*Bitterling* – das wäre mal ein passender Name für eine Soko. Wir haben ja auch nicht viel Spaß. Jedenfalls beruflich. Okay, wir sind dann mal weg, Ulli.«

»Wir nicht«, erwiderte Lorenz trocken. »Nach der Spurensicherung kommt noch die Tatortvermessung.«

Sandras stille Hoffnung, dass ihre Kotzerei mittlerweile kein Thema mehr sein würde, erfüllte sich nicht. »Hast du beim KDD nie eine Leiche gesehen?«, fragte Langer, als sie unterwegs zur Straße waren, und sah sie durchdringend an.

»Doch, natürlich. Aber so eine nicht.«

»So eine sehen wir auch nicht jeden Tag«, sagte Schilling. »An den Anblick von Leichen gewöhnt man sich sowieso nie. Jede macht einem auf ihre Weise zu schaffen. Am schlimmsten sind Kinder. Adelina steckt uns bis heute in den Knochen. Auch, weil wir den Fall nicht lösen konnten.«

Sandra wusste, dass der Sexualmord an dem kleinen Mädchen nach elf Jahren längst ein Cold Case war – eine der wenigen Niederlagen der Bremer Mordkommission.

Auf halbem Weg trafen sie auf die Oberkommissare Simon Bischoff, Jessica Heine und Harald Wollny und den Kommissar Matthias Kroll, die ebenfalls Schutzanzüge trugen.

»Da seid ihr ja endlich«, sagte Schilling und setzte sie ins Bild. »Seht euch den Tatort an, danach geht ihr in die Anliegerbetriebe. Wer hat gestern Abend etwas Ungewöhnliches wahrgenommen, vielleicht auch schon tagsüber. Oder in den letzten Wochen. Ihr kennt das ja. Wir sehen uns um 16 Uhr im Sozialraum.«

An der Straße standen Fahrzeuge von Presse und Fernsehen, um die sich Schaulustige versammelt hatten. Sandra und Langer legten rasch die Schutzanzüge ab und stiegen in ihren Wagen. Schilling wurde sofort von Reportern umringt.

»Die Medien haben also wieder mal das Gras wachsen gehört«, sagte er locker und erntete Gelächter. Es war ein offenes Geheimnis, dass Journalisten nicht nur ungeniert den Polizeifunk abhörten, sondern auch von Insidern mit Informationen versorgt wurden.

»Wir untersuchen einen nicht natürlichen Todesfall. Die Person ist noch nicht identifiziert. Weitere Auskünfte erteilt zu gegebener Zeit, wie immer, die Staatsanwaltschaft.«

Vor dem C-Trakt blieb Langer stehen. »Ich muss mich kurz um einen alten Fall kümmern. Prüf schon mal die Vermisstenanzeigen.«

Sandra stiefelte zum Lagezentrum im vierten Stock des angrenzenden D-Traktes, der wegen seiner Farbe und weil er die Polizeiführung beherbergte, »Weißes Haus« genannt wurde. Tatsächlich hatte in der Nacht ein Arzt zweimal wegen seiner verschwundenen Frau angerufen. Beim zweiten Mal war der KDD eingeschaltet worden. Sandra brauchte nur um die Ecke zu gehen.

Martina Reichelt sprang auf und umarmte sie freudestrahlend. »Ich glaub's ja nicht. So schnell kehrst du zu uns zurück? Wenigstens ein halbes Jahr mit Bernhard hätte ich dir ja zugetraut«, frotzelte sie.

Sandra grinste. »So schlimm ist er nun auch wieder nicht. Ich komme wegen der Frau, die letzte Nacht von ihrem Mann vermisst wurde.« Martina blätterte in den Berichten der Nachtschicht. »Hier.« Sandra überflog das ausgefüllte Formblatt.

Der Anrufer habe einen alkoholisierten Eindruck gemacht, hatte der Kollege notiert. Konkrete Anhaltspunkte für ein Verbrechen lägen nicht vor. Dem Mann sei geraten worden, gegebenenfalls am Morgen beim Polizeirevier Schwachhausen Vermisstenanzeige zu erstatten. Martina machte ihr eine Kopie. »Wieso interessierst du dich für die Sache?«

»Mein erster Fall«, sagte Sandra und erzählte von der Leiche und ihrem Malheur. Martina schüttelte sich. »Igitt, ist das eklig.«

»Du bist mir ja eine tolle Freundin.«

»Ich meine doch die Tote.« Martina gab ihr einen freundschaftlichen Rippenstoß. »Kopf hoch, du bist bestimmt nicht die Erste, der das passiert ist!«

»War trotzdem peinlich. Ich geh' jetzt mal zu K33, vielleicht ist die Sache da schon angekommen.«

Tatsächlich lag die Anzeige des Arztes bereits beim Sachbearbeiter für Vermisstenfälle. Das Foto zeigte eine gut aussehende Brünette um die vierzig. Sandra hob die Schultern. »Möglich wär's.«

»Unveränderliche Kennzeichen: Blinddarmnarbe, stacheldrahtförmige Tätowierung um den linken Oberarm«, las der Kollege vor.

Sie nickte. »Das ist sie. Ich brauche bitte eine Kopie.«

Donnerstag, 20. Juni

Einen Kilometer hinter der Eisenbahnbrücke, an der die Sebaldsbrücker Heerstraße begann, bog der silberne E-Klasse-Kombi vor ihm rechts ab und fuhr auf den Parkplatz hinter dem *Hotel Paradies*.

Privatdetektiv Thomas Brönner ließ seinen Wagen auf der schmalen Fahrbahn noch ein Stück weiterrollen. Auf der anderen Seite gab es einen Parkstreifen, dazwischen lag jedoch ein Straßenbahngleisbett. Kurz entschlossen hielt er halb auf dem Radweg, halb auf dem Bürgersteig an, stieg aus und fluchte leise, als er eine Verkehrsüberwacherin entdeckte. Sie war noch ein paar Hundert Meter entfernt, aber parken konnte er hier nicht.

Jetzt kamen sie ohne Gepäck um die Ecke des Hotelgebäudes. Dem Fahrer des blauen Polo, der sich gerade über den geöffneten Kofferraum beugte, schenkten sie keine Beachtung. Deshalb entging ihnen, dass er sie mit seinem Smartphone fotografierte.

Kaum waren sie im Hoteleingang verschwunden, schloss Brönner die Heckklappe und winkte der Knöllchen-Lady fröhlich zu, bevor er in den Wagen sprang und sich mit Vollgas in den fließenden Verkehr einfädelt. An der nächsten Kreuzung wendete er, preschte zurück und stellte den Polo schräg gegenüber dem Hotel ab. Er musste eine Verkehrslücke abwarten, bevor er über die Straße sprinten konnte, dann schlenderte er gemächlich durch die Drehtür.

Das *Paradies* machte seinem Namen wenig Ehre. Die Fassade und ebenso die Lobby ließen keinen Zweifel daran, dass sie seit vielen Jahren auf eine Renovierung warteten. Ohne Klimaanlage war es drinnen fast genauso heiß wie draußen. Auch einen Fahrstuhl konnte Brönner nicht entdecken. Wie die Zimmer aussahen, mochte er sich gar nicht erst vorstellen. Mit zwei Sternen war diese Absteige bestens bedient.

Er schaute sich suchend um, als wäre er verabredet, sah auf seine Uhr, ließ sich achselzuckend in einen abgewetzten Sessel fallen und angelte den Weser-Kurier vom Tisch. Während er scheinbar gelangweilt in der Zeitung blätterte, beobachtete er aus den Augenwinkeln das Einchecken der beiden Gäste, die so gar nicht in dieses schäbige Hotel passen wollten.

Den schlanken Mann mit leicht ergrautem Haar, Anzug und Krawatte schätzte er auf Ende vierzig, einen Meter achtzig und fünfundsiebzig bis achtzig Kilo. Die Frau hatte am 19. April ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag gefeiert, war ein Meter achtundsiebzig groß und wog genau sechzig Kilo. Ihr Name war Julia Conradi. Brönner trug ein Foto von ihr in seiner Brieftasche: ebenmäßiges Gesicht, blonde Mähne bis auf den Rücken, hellblaue Mandelaugen und ein hinreißendes Lächeln.

Seit drei Tagen war er ihr stets in weitem Abstand gefolgt, jetzt sah er sie zum ersten Mal aus der Nähe. Prächtiger Busen, den das tief ausgeschnittene rote T-Shirt raffiniert zur Geltung brachte. Schmale Hüften und ein wohlgeformter Hintern, den die weißen Shorts noch betonten. Endlose Beine mit schlanken Fesseln. Abenteuerlich hochhackige silberne Sandaletten, auf denen sie sich elegant bewegte und den Mann um mehrere Zentimeter überragte.

Was für ein bildschönes Miststück.

Brönner legte die Zeitung beiseite, zog sein Smartphone heraus und tat so, als surfe er im Internet. Dabei fotografierte er die beiden wieder, bis sie zur Treppe gingen. Sobald sie außer Sicht waren, eilte er zur Rezeption und legte einen Fünfzig-Euro-Schein auf den Tisch. »Der könnte Ihnen gehören.«

Der dickliche Portier sah überrascht hoch und rückte seine Brille zurecht. »Und was muss ich dafür tun?«

»Nur ein paar Fragen beantworten.«

Der Mann fuhr sich durch das strubbelige Haar, dann steckte er das Geld ein.

»Gerade hat ein Paaringecheckt. Kennen Sie die beiden?«

»Sie waren in den letzten Wochen ein paar Mal hier.«

»Welches Zimmer haben sie heute?«

»Nr. 34, im dritten Stock, zur Straße.«

»Ich möchte einen Blick auf die Anmeldung werfen.«

Der Portier suchte das Formular heraus und schob es ihm zu.

»Herr und Frau Schmidt ... Wie originell.« Brönner fotografierte das Blatt.

»He, das war nicht ausgemacht.«

»Aber im Preis inbegriffen.« Im Weggehen nickte Brönner dem Mann freundlich zu.

Vor dem Eingang blieb er unschlüssig stehen. Das Geräusch eines Fensters, das irgendwo über ihm geöffnet wurde, elektrisierte ihn. Er hätte sich ohrfeigen können, weil er die Kameradrohne im Büro gelassen hatte. Sein Blick fiel auf ein vierstöckiges Wohnhaus auf der anderen Straßenseite, genau gegenüber dem Hotel. Wenn er auf den obersten Balkon gelangte ... Einen Versuch war es wert. Aber er musste sich verdammt beeilen.

Mit der Kameratasche aus dem Kofferraum des Polo joggte Brönner zum Hauseingang. Die Frau, die gerade ihr Fahrrad nach draußen schieben wollte und mit dem Türschließer kämpfte, lächelte ihn dankbar an, als er ihr galant die Tür aufhielt. Er eilte die Treppe hinauf. In der vierten Etage orientierte er sich kurz, zog eine Visitenkarte aus seinem Sortiment und klingelte bei *Dela Hansen*. Schritte näherten sich, die Tür wurde einen Spalt geöffnet. Hinter der vorgehängten Sicherheitskette stand eine ungefähr siebzigjährige Frau, die ihn abweisend musterte. »Ja, bitte?«

»Andreas Gruber, Fotograf.« Mit einem gewinnenden Lächeln überreichte Brönner ihr die Karte. »Ich arbeite an einem Bildband mit dem Titel *Bremen heute*. Ich vermute, Ihre Wohnung bietet einen tollen Blick über die Sebaldsbrücker Heerstraße. Würden Sie mir vielleicht erlauben, von Ihrem Balkon aus ein paar Fotos zu schießen?«

Dela Hansens Miene verfinsterte sich. »Dummtüch! Sie glauben wohl, Sie können 'ne alte Frau verdummfiedeln.«

Brönner trat die Flucht nach vorn an. »Entschuldigen Sie, Frau Hansen. Manche Leute wollen mit einem Privatdetektiv nichts zu tun haben, deshalb benutze ich hin und wieder eine Tarnung.« Rasch zückte er seine Brieftasche. »Personalausweis, Mitgliedsausweis des Bundesverbandes Deutscher Detektive, Geschäftskarte. Bitte sehr.«

Misstrauisch studierte sie seine Papiere. »Thomas Brönner. Private Ermittlungen – Sicherheitsberatung – Personenschutz?«

»Genau. Schlagen Sie im Telefonbuch nach, unter Detekteien. Ich stehe ziemlich weit oben.«

Sie reichte ihm die Ausweise zurück, behielt aber die Geschäftskarte und schloss die Tür. Während sich ihre Schritte entfernten, tigerte Brönner

ungeduldig auf und ab. Hoffentlich ließen sich die beiden im Hotel etwas Zeit. Aber auch wenn die alte Dame ihn gleich hereinbat, brauchte er noch eine gehörige Portion Glück. Endlich hörte er sie zurückkommen. Diesmal öffnete sie die Tür ganz. »Dascha gediegen. Denn komm' Sie mal rein, Herr Brönner. Ich bin ja gespannt, was Sie nun eigentlich von mir wollen.«

Er folgte ihr ins Wohnzimmer. Altdeutsche Eichenmöbel und Ledersessel, Bücherregale mit deutscher und englischer Literatur. Auf einer Anrichte gerahmte Familienfotos – Dela Hansen als Braut, Mutter eines Sohnes und dreifache Großmutter. Auf dem Tisch ein einzelnes Kaffeegedeck und eine Keksdose.

»Setzen Sie sich doch, ich hab gerade Kaffee gekocht, er reicht für zwei.« Dela Hansen holte ein zweites Gedeck aus dem Schrank. »Mein Mann und ich, wir hatten ein Haus mit Garten in Horn. Als er dann starb, war das ja für mich allein viel zu groß. Da habe ich mit unserem Jungen getauscht, der wohnt da jetzt mit seiner Familie. Aber ich bin oft bei ihnen zu Besuch.«

Brönner verdrehte innerlich die Augen. »Frau Hansen, darf ich zuerst meine Arbeit machen? Ich muss tatsächlich fotografieren. Es geht um das *Hotel Paradies*.«

»Was ist denn da drüben für einen Detektiv so interessant?«

»Ein Klient hat mich beauftragt, herauszufinden, ob seine Frau ihn betrügt. Sie ist jetzt mit einem anderen Mann im dritten Stock des Hotels, in einem Zimmer zur Straßenseite.«

Sie runzelte die Stirn. »Macht Ihnen das Spaß, die schmutzige Wäsche anderer Leute zu waschen?«

Brönner packte die Kameratasche aus. »Nein, aber solche Aufträge gehören zu meinem Geschäft. Viele Menschen misstrauen ihrem Partner oder ihrer Partnerin und wollen Gewissheit. Darf ich anfangen?«

Dela Hansen hatte nichts dagegen. Langsam gewann sie Spaß an der Sache. Ein Detektiv in ihrer Wohnung – was für eine Abwechslung. Brönner trug das Stativ mit der aufgeschraubten Canon auf den Balkon und blickte skeptisch auf die Fensterfront der dritten Hoteletage. Er richtete die Kamera auf das einzige offen stehende Fenster, stellte das Ultra-Teleobjektiv scharf und piff durch die Zähne.

In dem Zimmer musste es heiß und stickig gewesen sein, denn die Fensterflügel waren weit geöffnet, die Vorhänge nur halb zugezogen. Die ›Schmidts‹ lagen nackt auf dem Bett. Der Mann, den er nur von hinten sah, bewegte sich heftig zwischen den angewinkelten Beinen der Frau. Sie hielt die Augen geschlossen und stemmte sich ihm entgegen.

Brönner schoss eine Serie, dann zoomte er die beiden heran und fotografierte unablässig weiter. Dabei versuchte er, den Gesichtsausdruck der Frau zu deuten. Begeisterung sieht anders aus, dachte er. Aber vielleicht täuschte er sich auch.

»Düwel ok«, ließ sich seine Gastgeberin vernehmen, die neben ihm das Schauspiel durch ein Fernglas verfolgte. »Da steh'n wir nu auf meinem Balkon wie zwei Spanner.«

»Und? Ist das schlimm?«, fragte Brönner grinsend.

»Eigentlich nicht«, kicherte Dela Hansen. »Sie ist ja wirklich eine Hübsche. Was findet sie bloß an diesem alten Kerl?«

»Gute Frage.«

Während die ›Schmidts‹ nacheinander ins Bad gingen, erwischte Brönner auch das Gesicht des Mannes. Viel Zeit hatten sich die beiden nicht genommen. Er verstaute die Kamera und reichte der alten Dame die Hand. »Vielen Dank, Frau Hansen. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Ja, wollen Sie denn nicht noch Ihren Kaffee trinken?«, fragte sie enttäuscht.

Brönner überlegte einen Moment. Er hatte mehr Material gesammelt, als seinem Auftraggeber lieb sein würde. An sich wollte er den Grauhaarigen noch weiter beschatten, um Namen und Adresse in Erfahrung zu bringen. Aber genauso gut konnte er morgen früh Manfred Fischer in der Kfz-Zulassungsstelle anrufen. Ein Kaffee war jetzt gar nicht schlecht. Und ein bisschen Smalltalk war er seiner Helferin schuldig, auch wenn sie ihn gleich mit ihren Fragen löchern würde.

»Gern.« Während sie den Kaffee einschenkte, knabberte er einen ihrer selbst gebackenen Schokoladenkekse. »Lecker.«

Dela Hansen lächelte verschmitzt. »Sie werden sich ja denken können, dass ich ein bisschen neugierig geworden bin.«

»Kein Problem.«

»Wie lange sind Sie denn schon hinter der Frau her?«

»Seit drei Tagen.«

»Und wie geht das jetzt weiter?«

Er nahm einen Schluck Kaffee. »Ich schreibe einen Bericht, drucke die Fotos aus und überbe alle meinem Klienten, zusammen mit der Rechnung.«

»Fürchten Sie nicht, dass er seine Frau verprügelt?«

»Nein. Aber er wird sich wohl scheiden lassen.«

»Und das macht Ihnen gar nichts aus?«

Brönner schüttelte energisch den Kopf. »Ich bin nur der Bote, der die schlechte Nachricht überbringt. Sie geht fremd – er wird es morgen wissen. Wie die beiden damit klarkommen, ist ihre Sache. Im Übrigen finde ich Ehebruch zum Kotzen.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

Sein Gesichtsausdruck verriet Dela Hansen, dass sie über sein Privatleben nicht mehr erfahren würde. Sie wechselte das Thema. »Wie wird man eigentlich Privatdetektiv?«

»In Deutschland ist das leider kein anerkannter Ausbildungsberuf. Viele von uns waren bei der Polizei. Man kann auch Lehrgänge besuchen. Aber im Prinzip erlaubt die Gewerbeordnung jedem Trottel, eine Detektei zu eröffnen.«

»Und was für eine Ausbildung hatten Sie?«

»Ich war Feldjäger.«

»Ach so ...« Ihre Enttäuschung war unüberhörbar. »Das sind doch die Verkehrspolizisten der Bundeswehr ...«

Brönner lächelte milde. »Militärische Verkehrsregelung ist nur *eine* Feldjägeraufgabe. Ich habe eine vollwertige Polizeiausbildung und war als Ermittler, Fahnder und Personenschützer tätig.«

»Das ist ja interessant.« Ihr Blick fiel auf seine linke Kopfhälfte. »Woher haben Sie denn die Narbe?«

»Afghanistan. Ein Streifschuss. Ich hatte Glück.« Oder auch nicht, dachte er. Wenn ihn der Heckenschütze voll getroffen hätte, wäre ihm der nächste Tag erspart geblieben. Und alles, was dann folgte.

»Ich verstehe. Haben Sie deshalb bei den Feldjägern aufgehört und sind Detektiv geworden?«

»Nein, das hatte andere Gründe. Jetzt muss ich aber los, Frau Hansen.« Er stand auf und warf sich die Kameratasche über die Schulter. »Danke für Ihre Hilfe und den Kaffee.«

Dela Hansen brachte ihn zur Tür. »Leben Sie wohl, Herr Brönner. Das war ja eine interessante Begegnung.«

Auf dem Flur drehte er sich noch mal um. »An welcher Schule haben Sie unterrichtet?«

»Am Hermann-Böse-Gymnasium«, antwortete sie überrascht. »Woher wissen Sie, dass ich Lehrerin war?«

Brönner grinste. »Berufsgeheimnis.«

Bei der Mietwagenfirma, von der er seine Überwachungsfahrzeuge bezog, lud Brönner die Kameratasche und einen kleinen Aluminiumkoffer in seinen silberfarbenen Phaeton um und fuhr, nachdem er sich telefonisch angemeldet hatte, nach Südosten zu seinem nächsten Ziel. Zwanzig Minuten später parkte er vor einem Zweifamilienhaus in einer ruhigen Seitenstraße in Uphusen, das zwar direkt an Bremen grenzte, aber noch zur niedersächsischen Stadt Achim gehörte.

Hinter dem Kürzel *PSW* neben der Klingel verbargen sich die IT-Experten Jonas Pagel, Ralf Siemer und Arnd Witte. Sie verdienten ihr Geld mit Hard- und Softwarelösungen für kleine und mittelständische Betriebe. Nur Eingeweihte wussten, dass die drei jungen Männer in ihrer Freizeit als begnadete Hacker im Internet wilderten. Meistens als White Hats, manchmal auch als Grey Hats.

Die Tür wurde im selben Moment geöffnet, als Brönner davor stand, und hinter ihm gleich wieder geschlossen. Der langhaarige, nach Schweiß riechende Mann in Jeans und T-Shirt fertigte ihn wie immer gleich im Flur ab. »Erfolg gehabt?«

»Jepp.« Brönner stellte den Aluminiumkoffer ab und reichte ihm dreihundert Euro. »Der neue IMSI-Catcher ist schön handlich.«

Jonas Pagel, mit Hackernamen *Barrakuda*, nickte zufrieden. »Melde dich, wenn du wieder was brauchst.«

Eine halbe Stunde später fuhr Brönner im Stadtteil Findorff in die Tiefgarage unter seinem großen Wohn- und Geschäftshaus am Süden der Heinrich-Böll-Straße, unmittelbar gegenüber dem Bürgerpark. Vier der sechzehn Einstellplätze hatte er für sich selbst reserviert, einen davon für Besucher. Er stellte den Phaeton zwischen seiner schwarzen Kawasaki ZZR und seinem weißen Smart ab und nahm den Fahrstuhl zu seiner Penthousewohnung.

Die nächsten Stunden verbrachte er im Büro. Er kopierte die Fotos von den Kameras auf den PC, wählte ein Dutzend besonders aussagekräftige aus, optimierte sie mit einem Bildbearbeitungsprogramm und druckte sie großformatig aus. Dann verfasste er den Observationsbericht, in dem nur noch Name und Adresse des Grauhaarigen fehlten. Zum Schluss schrieb er eine saftige Rechnung, in der er den IMSI-Catcher als Einsatz einer Hilfskraft verbuchte.

Die Aufnahmen von der Liveshow der ›Schmidts‹ übten eine anregende Wirkung aus, also rief er Oksana an und erhielt einen Termin für 23 Uhr.

Eine Viertelstunde vor Mitternacht lag Brönner mit geschlossenen Augen, Schweißperlen auf der Haut und etwas außer Atem auf dem Kingsize-Bett im Schlafzimmer einer kleinen Modellwohnung, die sich in der dritten Etage eines Hochhauses in der Bahnhofsvorstadt befand. Auf dem Türschild stand *Gruschenko*.

Oksana stammte aus Russland, war um die dreißig, mittelgroß, hatte schwarze halblange Haare, ein hübsches Gesicht und einen üppigen Körper. Sie sprach fließend Deutsch mit hartem slawischen Akzent, nur mit der Grammatik stand sie auf Kriegsfuß. Obwohl er sie seit einem Jahr regelmäßig besuchte, kannte er weder ihren richtigen Namen noch ihr Alter, ihre Privatadresse oder ihren Aufenthaltsstatus.

Sie arbeitete ohne Zuhälter und hatte nur um die dreißig Stammkunden, die sie ›Gäste‹ nannte – sozusagen passend zu ihrem Künstlernamen, denn Oksana bedeutete ›die Gastfreundliche‹. Brönner hatte sie kennengelernt, als er

den Auftrag eines Klienten – Mitglied im exklusiven ›Club zu Bremen‹ – übernahm, der mit Fotos erpresst wurde, die ihn in voller Aktion mit ihr zeigten.

Wie sich herausstellte, war er Oksanas Vermieter. Aber sie hatte mit der Sache nichts zu tun. Ein Profi war bei ihr eingebrochen und hatte eine Mini-funkkamera versteckt. Brönner spürte den Täter auf, stattete ihm maskiert einen nächtlichen Besuch ab und verprügelte ihn so lange, bis der Mann sämtliche Fotos und Datenträger herausrückte. Bald darauf registrierte er eine deutliche Verbesserung seiner Auftragslage.

Nicht nur sein Klient, auch Oksana war erleichtert und bedankte sich mit vollem Körpereinsatz. Das brachte ihn auf den Geschmack. Nach mehreren kurzen Beziehungen, die alle gescheitert waren, weil er für eine feste Bindung noch nicht wieder bereit war, hatte er nur das Bedürfnis nach gelegentlichem Sex ohne Verpflichtungen. Oksana gab ihm alles, was er brauchte, und stellte keine Forderungen – außer zweihundert Euro pro Stunde, deutlich mehr als in Bremen üblich. Qualität hatte eben ihren Preis. Und bei ihm schaute sie nicht auf die Uhr.

Plötzlich musste er an Julia Conradi denken. Unwillkürlich verglich er sie mit Oksana, aber das ergab keinen Sinn. Zwischen den beiden Frauen lagen Welten – die eine war eine ehrliche Nutte, die andere eine verlogene Ehebrecherin.

Als Brönner die Augen öffnete, erblickte er an der verspiegelten Zimmerdecke die nackte, kurvige Oksana, die entspannt neben ihm lag. Das Verlangen kehrte zurück, er angelte ein neues Kondom vom Nachtschrank und legte es auf ihren gepiercten Bauchnabel.

»Huch«, kicherte sie und riss das Päckchen auf. »Heute ich muss ja richtig arbeiten für meine Geld. Hast du geguckt Porno?«

Brönner musste grinsen. »So was Ähnliches.«

Erst als er wieder von ihr abließ und sie sich auf den Rücken drehte, fiel ihm das geschickte, aber ungewöhnlich starke Make-up in ihrem Gesicht auf. An der linken Wange entdeckte er eine noch nicht vollständig abgeklungene Schwellung. Auch an Bauch und Oberschenkeln waren zwei Stellen sorgfältig übergeschminkt, unter denen er Blutergüsse vermutete.

»Scheiße, Oksana, wer war das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Geht dich nichts an. Ist meine Sache.«

»Komm schon, ich will wissen, was los war.«

Oksana seufzte. »Du weißt, dass meine Gäste kommen auf Empfehlung. In letzter Zeit einige sind weggeblieben. Da habe ich gemacht Anzeige. Zehn Männer oder zwölf riefen an. Viele wollten Preis drücken, einige nicht wollten akzeptieren meine Tabus. Aber mache ich keine ekligen Sachen. Zwei sind geblieben übrig. Der eine hat letzte Woche mich besucht. Er war okay, ist jetzt meine Gast.

Vor drei Tagen der andere kam. Ist vielleicht vierzig, so groß wie ich, ein bisschen dick, hat Glatze, Bart wie Ziege und viele Tattoos. Zuerst er war normal, hatte Spaß. Dann er wurde grob. Ich mich gewehrt, er mich hat verprügelt. Hat nicht bezahlt und hat mitgenommen meine Geld. Sagte, will kommen jede Freitagabend zehn Uhr, für Gratisnummer und tausend Euro. Wenn ich nicht bin da oder nicht mache auf, er kommt andermal. Ich ihn dann richtig kennenlernen.«

»Nettes Geschäftsmodell«, murmelte Brönnner. »Wird aber nicht funktionieren.« Oksana sah ihn fragend an.

»Also dieser ziegenbärtige Drecksack kreuzt morgen Abend um zehn Uhr wieder auf?«

Sie nickte und erschrak über seinen Gesichtsausdruck.

»Okay. Ich schon um neun.«

Donnerstag, 20. Juni

Auf dem Flur beobachtete Sandra, wie ihr ›Bärenführer‹ das gemeinsame Büro betrat. Eine vertrauensbildende Maßnahme kann nicht schaden, dachte sie und holte Kaffee für zwei aus dem Sozialraum. Die Kopien zwischen den Zähnen, balancierte sie die Tassen durch die Bürotür, setzte den schwarzen Kaffee auf Langers Tisch ab und legte die Unterlagen daneben. Er telefonierte gerade, ließ sich aber zu einem wohlwollenden Kopfnicken hinreißen. Zufrieden setzte sie sich an ihren eigenen Tisch und schlürfte ihren Milchkaffee.

»Woher weißt du, wie ich meinen Kaffee trinke?«, erkundigte er sich und legte den Hörer auf.

»Kriminalistischer Spürsinn.«

»So, so.« Vorsichtig nahm er einen Schluck von dem heißen Gebräu. »Vielleicht wird aus dir ja doch mal eine passable Mordermittlerin ... in zehn oder fünfzehn Jahren.« Er vertiefte sich in den KDD-Bericht und die Vermisstenanzeige.

Blödmann, dachte sie. Den nächsten Kaffee kannst du dir selbst holen.

»Okay, das muss sie sein. Da haben deine früheren Kollegen gepennt. Keine Frau verlässt das Haus bei Dunkelheit, Wind und Wetter, noch dazu ohne Handtasche und Handy, oder?«

»Kommt drauf an, was sie vorhat.«

»Egal, wahrscheinlich war sie nicht mehr zu retten. Du recherchierst sie im Internet, ich in den Datenbanken. Anschließend fahren wir hin.«

Sie fanden heraus, dass die Ärzte Andrea und Albert Maiwald seit zwölf Jahren kinderlos verheiratet waren und seit sechs Jahren in Schwachhausen eine Praxis für Allgemeinmedizin betrieben. Sie waren Rotarier und spielten im Bremer Tennis-Verein von 1896, dessen Vorstand Andrea als Zweite Vorsitzende und Schatzmeisterin angehörte. Es gab keine Vorstrafen und keine anhängigen Verfahren.

Das Haus der Maiwalds lag in der Wachmannstraße und entpuppte sich als aufwendig modernisierter, mehrstöckiger Bau mit Erker, der zu einer von der Straße abgesetzten Reihenhausezeile aus der Kaiserzeit gehörte. Am Rande des gepflasterten Vorplatzes stand ein schwarzer Einser-BMW, vor der in das Gebäude eingelassenen Doppelgarage ein dunkelgrauer Siebener. Am Eingang hing ein Anschlag:

Aus unvorhergesehenen Gründen bleibt die Praxis heute geschlossen. Wir bedauern, dass wir nicht alle Patienten, die einen Termin hatten, telefonisch erreichen konnten. Ihr Praxisteam

»Überlass mir das Reden«, sagte Langer.

Albert Maiwald empfing sie in der Tür zur Privatwohnung, die über den beiden Praxisetagen lag. Er war unrasiert, ungekämmt und trug offensichtlich